

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 11 (1907)

Artikel: Schmuggler

Autor: Blum, Anna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

das Land nach der jenseitigen (südlichen) Küste, nach Gorontalo, eine Reise, die bisher noch von keinem Europäer ausgeführt und von vielen Seiten für unmöglich gehalten worden war. Die Hauptschwierigkeiten bestanden dabei nicht einmal in dem oft höchst mühsam zu begehenden Terrain, als vielmehr in dem passiven Widerstand der Bewohner, die Nahrungsmittel und Führer verweigerten. Am 27. Dezember aber, siebenunddreißig Tage nach ihrem Aufbruch von Menado, traf die Kolonne glücklich nach Überwindung mannigfacher Gefahren in dem hübsch gelegenen Städtchen Gorontalo ein, das unter seinen fünftausend Einwohnern viele Europäer, Chinesen, Araber u. s. w. zählt. Die eingeborene Bevölkerung machte den Eindruck eines müden Volkes. Befriedigung sinlicher Genüsse ist ihnen der Hauptzweck des Lebens. Es gibt dort viel mehr Frauen als Männer. Mancher Mann unterhält sich deshalb vier bis sechs Frauen. Es soll vorkommen, daß mehrere Frauen sich zusammenfinden, um mit ihrer Hände Arbeit sich einen Mann zu verhalten — nur um überhaupt einen zu haben — der dann müßig gehen kann. Auffallend war auch, daß die Mehrzahl der Einwohner Linkshänder sind.

Der Rückweg nach Kema führte teils wieder durch das Innere des Landes, teils wurde er in Booten der Küste entlang vollzogen. In ähnlicher Weise wurden von jenem Standort aus noch eine Reihe von weiteren Reisen ausgeführt und Nord-Celebes durchforscht.

Im Mai 1895 siedelten die beiden Schweizer nach Makassar, auf der westlichen der beiden südlichen Halbinseln gelegen, über. Dies blieb nun fast ein Jahr lang ihre Ausgangsstation und diente ihnen auch als solche bei ihrem zweiten Aufenthalte 1902/1903.

Durch ihre Forschungen stellten sie fest, daß die Insel Celebes eine verhältnismäßig junge Bildung ist. In der sogenannten Frühtertiärzeit, noch von einem tiefen Korallenmeer bedeckt, hob sie sich allmählich — wie der ganze umliegende

Archipel — in der Miocänzeit. Ausgedehnte Landverbindungen, deren Existenz aus der Zusammensetzung der Inselfauna hervorgeht, entstanden. Nord-Celebes war durch eine Landbrücke mit den Philippinen, Süd-Celebes mit Ost-Java und den kleinen Sunda-Inseln, Ost-Celebes mit den Molukken und weiter mit Neu-Guinea und Australien verbunden. Auf allen diesen Landbrücken fand Tierwanderung nach Celebes und von Celebes ausgehend statt. Höchst wahrscheinlich benützte sie auch der Mensch zu seiner Verbreitung. Es gelang den beiden Sarasin, auf der Insel kleinwüchsige weddaartige Urvölker nachzuweisen, sogenannte Toala, d. h. Waldmenschen. Da sie solche schon früher auf Ceylon gefunden, drängte sich die Vermutung auf, daß die Toala von Celebes auf dem Landwege herübergekommen sein müssen. Eine solche kleinwüchsige Urbevölkerung hat vielleicht einst vom asiatischen Festland her über die heutigen Inseln bis nach Australien hinüber gelebt. Diese Spuren nachgehend entdeckten sie eine ganze Anzahl Höhlen, aus denen sie eine Menge von Knochen, Steininstrumenten, Spangen aus Zähnen u. s. w. ausgruben, Funde, die lebhaft an die in unsern Gegenden gemachten erinnern, an Pfahlbauer-Instrumente und die Höhlenfunde in Thayngen im Kt. Schaffhausen und andernorts.

In einer andern Gegend, im Matanna-See, ungefähr in der Mitte der Insel, aber auch an vielen Küstenpunkten fanden die Forscher bewohnte Pfahlbaudörfer. Da deren Anlage gegen Feinde keinen Schutz gewährt, ein solcher gegen wilde Tiere nicht nötig ist, indem es auf Celebes keine gefährlichen Arten mehr gibt, da auch von den Häusern aus keine Fischerei getrieben wird, so erschien den Forschern der von den Eingeborenen ihnen gegebene Erklärungsgrund, nämlich die Reinlichkeit, als der richtige. Sie sind der Ansicht, daß auch bei den europäischen prähistorischen Pfahlbauten die Kanalisationsfrage, d. h. die Wegschwemmung des vielfachen Unrates, der Hauptgrund für die Ansiedelung auf dem Wasser gewesen sein müsse.

So haben die beiden Sarasin eine Menge von wichtigen Entdeckungen gemacht; ihre Namen werden mit Ehren unter den Forschern tropischer Gegenenden genannt werden, und die Schweiz darf sich freuen, durch die erfolgreiche Tätigkeit der beiden Basler Gelehrten auch auf diesem uns fernerliegenden Arbeitsfelde opferfreudige Mitarbeiter zu verzeichnen.

Dr. Adolf Nabholz, Glarus.

Schmuggler.

Humoreske von Anna Blum, Rheinfelden.

„Tag, Fritz!“

„Mein Onkel Theobald war ins Zimmer getreten, nein, sagen wir lieber geschossen. Man hatte bei ihm niets das Gefühl, als flöge er direkt aus einer Kanone heraus. Jetzt warf er sich mit einer elegant nachlässigen Bewegung auf mein altersschwaches Ledersofa, das ob der ungewohnten Last von zwei Bentnern schmerhaft aufstöhnte.“

„Na, Junge, bist wohl sehr verwundert, mich zu sehen?“ fragte er dann, seine hellen Sommerhosen beliebäugelnd. „Mußte zu meinem Bankier und komme zu dir, um dich zu meinem Geburtstag einzuladen. Bleibst dann einige Tage bei uns. Was?“

Ich sprang freudig von meinem Stuhle in die Höhe: „Sehr gütig, lieber Onkel! Mit großem Vergnügen!“

Ein reizendes Bild stieg vor mir auf: Theobald Sturms jüngstes Töchterlein, das seinem Vater so ähnlich war wie ein Kolibri einem Nilpferde. So unererbietig das Klingen mag, in einem Punkte besaß der Onkel Ähnlichkeit mit diesem Dickhäuter, in dem un durchdringlichen Fell. Nur schien dieses seine Seele eingepauzt zu haben; denn all meine zarten Versuche, zu ergründen, wie er eine Werbung um Lotti aufnehmen würde, schlugen fehl.

„Na, Fritz, nun mal 'ne Zigarre, aber 'ne gute!“ Der Dickhäuter räckelte sich bequem auf dem Sofa und riß mich mit diesen prosaischen Worten ziemlich unsanft



Celebes. Bewohnte Toala-Höhle Leangfüru.

aus rosigen Zukunftsträumen. Ich eilte zu meinem Zigarrenschrank und langte das Kästchen mit den Besten heraus, die ich mir, meines schmalen Geldbeutels wegen, nur sehr selten zu Gemüt führen durste.

"Ah," seufzte der Onkel dann behaglich, "delikates Kraut! Hast es viel besser als ich. Diese österreichischen Regiezigarren sind mir ein Greuel. Und doch muß man sie das ganze Jahr rauchen, wenn man in diesem vielsprachigen Lande sitzt, wie ich armer Teufel."

Der Bemitleidenswerte spielte bei diesen Worten mit seiner dicken goldenen Uhrkette, und der große Brillant am Goldfinger seiner Linken warf blitzende Strahlen durch mein einfaches Referendarstübchen. "Früher, als ich noch jünger war," fuhr der Onkel fort, "und dein seliger Vater noch lebte, kam ich zweimal in der Woche zu meinem lieben Vetter herüber und steckte meinen Bedarf an Glimmstengeln in meine Schafftstiefeln, bis ich eines Tages dazukam, wie sie einen Schmuggler auszogen. Da packte mich die Angst, und ich riß die Zigarren aus den Stiefelschäften heraus. Die Zollbeamten machten kuriose Augen zu diesem eigentümlichen Aufbewahrungsort. Aber sieb, wenn ich ein so junger, frischer Kerl wäre wie du, Berthold oder Ernst, würde ich mich nicht weiter befinnen. Wenn ihr als Touristen über den Kronenberg gingen, würde jeder von euch mit Leichtigkeit dem guten alten Onkel hundert Stück Zigarren mitbringen können. Aber die jungen Leute von heutzutage haben eben keinen Schneid mehr! Was gäbe ich drum, wenn ich zu meinem Geburtstag die Freude hätte!"

Ein führer Plan durchzuckte mein Hirn: "Gibst du mir, was ich fordere, wenn ich dir einen tüchtigen Posten Zigarren bringe?"

Der Onkel sah mich mit seinen kleinen listigen Augen einen Moment forschend an, machte aber dazu ein so unschuldiges Schafsgesicht, daß ich ganz sicher war, er dachte mit keinem Gedanken an Lotti: "Fordere alles von mir, nur nicht meine zwei Millionen auf Heller und Pfennig!"

Ehe ich ihm die heilige Versicherung geben konnte, daß ich nichts von Geldeswert von ihm verlangen werde, klopfte es, und mein Vetter Berthold erschien in der Tür. Langsam und majestätisch, als bewege er sich nach den Klängen des Chopinschen Trauermärches, schritt er auf den Onkel zu. Dabei verfärbte er sein Gesicht, das die Farbe eines ausgewaschenen Wildlederhandschuhs hatte, in freundliche Falten zu legen, was ihm aber bei der angeborenen Feierlichkeit dieser Züge gänzlich mißlang.

"Guten Tag, lieber Onkel Theobald!" hub er an. "Du warst so liebenswürdig, dich in meine Wohnung zu beirufen, um mich zu deinem Geburtstag zu bitten. Ich werde mit dem außerordentlichsten Vergnügen kommen . . ."

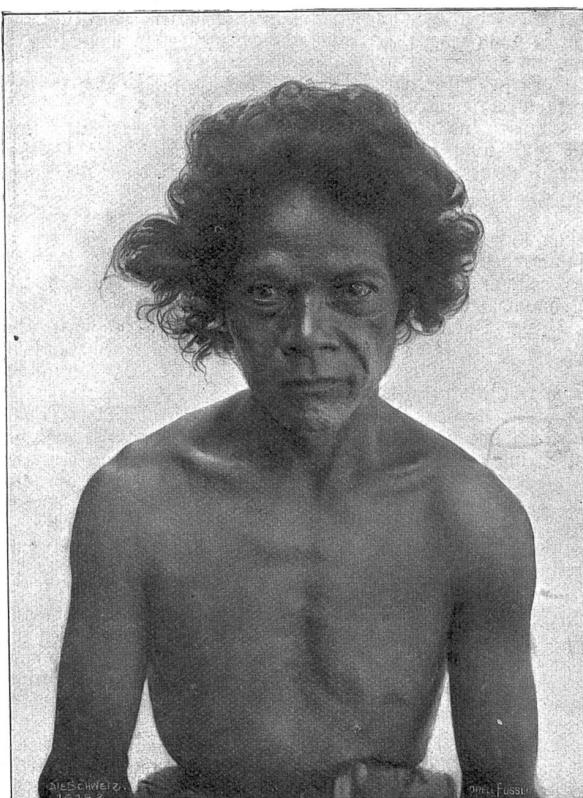
"So, du bist auch eingeladen!" entfuhr es mir nicht gerade sehr freudig. Es gab keinen Menschen, der mir von klein auf unsympathischer gewesen als dieser Mustervetter. Jeden übermüdigen Streich, den mein Vetter Sturm und ich zusammen ausführten, wußte er auszufinden und mit der Miene sittlicher Entrüstung den verschiedenen Tanten und Onkels zu klatschen. Nie hatte er aus der Schule und später bei den juristischen Examens eine andere Note mitgebracht als eine blonde Eins. Er war in jeder Hinsicht so vollkommen und mustenhaft, daß Ernst behauptete, Berthold habe sich bei seinem Eintritt in die Welt, als ihn die Wärterin auf dem Arme hielt, sofort artig grüßend gegen sämtliche Anwesenden verneigt.

Zuletzt hatte ich noch einen besondern Grund, den Musterjüngling zu hassen; denn im letzten Jahre war er auffallend oft auf das Gut des Onkels gefahren. Wem konnte das anders gelten als Lotti? Und ich meinte, manchmal sei sie auch freundlicher gegen ihn als gerade nötig.

Onkel Theobald hatte unterdessen in seinen Taschen herumgesucht: "Ach ja, ich habe ein Briefchen von Lotti an dich mit, Berthold!"

"Ihm schreibt sie einen Brief, mir schickt sie nicht einmal einen Gruß," grollte es in mir. Berthold nahm mit einem süßen Lächeln die Zeilen in Empfang.

"Na, das ist doch stark!" rief er endlich entrüstet, das Blatt sinken lassend. "Lotti hat manchmal so seltsame Ideen. Höre nur, lieber Onkel, was sie schreibt: 'Da du zu Papas Geburtstag kommen wirst, möchte ich dich bitten, einige deutsche Zigarren für ihn durchzuschmuggeln. Es soll dir dafür ein süßer Lohn zuteil werden'" — wieder flog um Bertholds schmale Lippen das infame Lächeln — „'von deiner Cousine Lotti' . . . Wie kann sie mir nur so etwas zumutnen! Ich bin



Celebes. Toala-Mann (Walbmenisch).

Assessor!" Er sagte das in einem Tone, als sei er Justizminister. Ich überließ es ihm, seiner Empörung gegen den Onkel Lust zu machen, und ging hinaus, um bei meiner Wirtin ein Frühstück für Onkel Theobald zu bestellen. In der Küche fand ich die gute Alte ganz geknickt auf eine Bank gesunken.

"Nein, nein, daß Ihnen das gerade mit Herrn Sturm passieren muß!" jammerte sie.

"Was denn nur, Frau Leberecht? Mein Onkel ist doch ganz wohl! Machen Sie nur ein recht gutes Frühstück für ihn zurecht! Er wird bald fortwollen . . ."

Die hagere Alte rang die dünnen Hände: "Ja," sagte sie mit einer wahren Grabsstimme, "fortwollen", das glaube ich schon, aber nicht fortkönnen!

"Wieso denn nur?" fragte ich nun ernstlich beunruhigt von diesem Raßsandraton.

"Er kann nicht fort," wiederholte sie in düsterer Verzweiflung. "Er klebt nämlich auf dem Sofa fest. Ich habe es mit Schuhlack angestrichen. Es geht immer eine Weile, bis der trocken ist. Ich wollt's Ihnen gerade sagen, wie Sie vom Gericht gefommen sind. Aber da rennt der Herr Onkel vor mir zur Tür hinein und wirkt sich, baff, auf das Sofa. Und nun sitzt er eben fest, und wenn kein Wunder kommt, klebt er noch dort am jüngsten Tag!"

Ich knickte vernichtet zusammen: "Donnerwetter, Leberechten, das ist allerdings eine schöne Bescherung! Mein Onkel verzeiht mir das nie! Er ist so eitel auf seine tadellose Erscheinung. Wenn doch wenigstens Gottfried da wäre, der hat mir früher immer aus der Patsche geholfen!"

"Mein Mann arbeitet drüben im Garten von Dr. Möller," rief die Frau eilfertig. "Ich hole ihn."

"Fris, Fris," rief es jetzt sehr laut aus meinem Zimmer.

"Ich muß hinein," stöhnte ich. "Er hat's entdeckt. Unheil, nimm deinen Lauf . . . O, Lotti!"

Doch das Bild, das sich bei meinem Eintritte bot, rechtfertigte meine schlimmen Befürchtungen nicht. Onkel Theobald saß noch friedlich in seiner Sofaecke, und ich hörte, wie Berthold zu ihm sagte: "Ja, mein geliebter Onkel, ich begreife das ganz gut und werde mich bemühen, deinen Wunsch zu erfüllen,

verlange aber dein unbedingtes Stillschweigen. Vielleicht darf ich es dann wagen, dir auch mit einer Bitte zu nahen, die du wie ich hoffe, nicht ungern erfüllen wirst . . .“

Mein Nähertreten unterbrach das Gespräch, und Berthold verabschiedete sich hastig, weil er Termin hatte.

„Fritz, ich wollte dir nur noch mitteilen: Frühstück kann ich heute nicht bei dir,“ sagte der Onkel, als nun Berthold meine niedere Behausung nicht mehr durch seine Gegenwart verschonte. „Ich muß gleich absfahren.“

Dabei wollte er aufstehen. Ja „wollte“! Aber wie von einer unsichtbaren Macht zurückgehalten, sank er auf die zusammengefessene Polsterung zurück.

„Donnerwetter, was ist denn das? Es kann doch keine Lähmung sein?“

Der Onkel ist sehr ängstlich mit seiner Gesundheit. Von neuem versuchte er mit aller Kraft sich aufzurichten. Umsont!

„Fritz, lauf doch mal zum nächsten Arzt! Das scheint mir doch sehr bedenklich!“

Mir trat der Angstschweiß auf die Stirn. „Lieber Onkel, vielleicht wenn ich dir helfen könnte . . .“ stammelte ich, verzweifelnd nach der Türe schauend. Sollte ich fliehen, den ersten Sturm austoben lassen? Ich wußte, war der vorüber, so lachte der Onkel wahrscheinlich selbst über sein Mißgeschick. Ehe ich aber einen Entschluß fassen konnte, öffnete sich die Türe und herein kam, klein und unanfehnlich wie immer, der gute Engel meiner Kindheit: Gottfried Leberecht. Ob er auch jetzt Rat wußte?

Er ging mit seinen festen Schritten auf den Onkel zu und machte ihm einen linkischen Kratzfuß: „Guten Tag, Onkel Theobald!“

Zwischen den beiden bestand eine Art feindlicher Hochachtung.

„Guten Tag, hat sich was mit ‚Guten Tag‘, alter Freund!“ brummte mein Onkel giftig. „Habe soeben einen Schlaganfall oder etwas Aehnliches gehabt, bin, wie es scheint, an beiden Beinen gelähmt!“

„Na, na, so schlimm wird’s schon nicht sein,“

Onkel Theobald!“ brummte der Alte.

Der Onkel sah ihn mit der Würde eines Dalai Lama von oben bis unten an: „Ich bin nicht Ihr Onkel, Leberecht, sondern für Sie Herr Sturm!“

Gottfried nickte gemütlich: „Weiß ich, weiß ich! Aber meinem Herrn Fritz sein Onkel Theobald waren Sie schon, wie der ein kleiner Knirps und ich Gärtner bei seinem seligen Vater war. Und nun hab’ ich ihn in Kost und Logis, und wir sind glücklich Reisenendar geworden, und Sie sind eben noch immer sein Onkel Theobald!“

„Der Kerl bringt mich noch zur Verzweiflung,“ murmelte mein Onkel grimmig. „Aber nun muß ich fort!“

„Na, da kommen Sie mal, Onkel Theobald!“ Gottfried packte den alten Herrn kräftig unter dem Arm und gab mir einen Wink, das Gleiche auf der andern Seite zu tun. „Ihnen werden die Beine eingeschlafen sein!“

„Ja wohl, die Beine einge . . .“

„Katsch, knarr, prr!“ ächzte und riß das alte Leder des Sofas unter unsern vereinten Bemühungen, Herrn Theobald Sturm emporzurichten, aber: „Es ward ihm zum Heil, es riß ihn nach oben!“ Eine letzte gewaltige Kraftanstrengung, und wir lagen alle drei zu einem „scheußlichen Klumpen geballt“ auf dem Boden. Gottfried richtete sich zuerst wieder empor und half dem Onkel auf.

„Es muß doch irgend etwas nicht ganz in Ordnung sein mit Ihren Beinen, Onkel Theobald!“ log mein alter Getreuer mit Bewunderungswürdiger Frechheit. „Ich würde da vorsichtig sein. Ziehen Sie mal lieber den Überzieher von meinem Herrn Fritz über! Es soll heute noch ein starkes Gewitter kommen. Ich werde auf den Bahnhof mitgehen, damit Ihnen unterwegs nichts geschieht . . .“

„Ich brauche keine Kindermühme,“ entgegnete der alte Herr hochmütig. „Mein Neffe wird mitgehen.“

Gottfried warf einen bedenklichen Blick auf die Uhr. „Wenn’s nur noch reicht, Onkel Theobald! Sie kommen gewiß zu spät!“ meinte er, meinem Gaste in den Mantel helfend; dabei gewährte ich zum ersten Male die Rückseite des Onkels. Sein breiter Rücken hatte eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem eines sehr wohlgenährten Königstigers.

Während wir die Treppe hinabstiegen, fragte der Ahnungslose, mein Gewissen immer mehr belastend: „Nicht wahr, mein Anzug ist tadellos chic? Habe mir ihn eben beim Schneider abgeholt, den alten zum Aufarbeiten dort gelassen. So spart man den Zoll.“

„O, Himmel,“ stöhnte ich innerlich, „es war also ein noch ganz neuer Anzug!“ Meine Hoffnungen auf Lotti schwanden wie ein letztes rosiges Wölkchen am nächtlichen Himmel.

Am Bahnhof traf der Onkel eine ihm bekannte Dame und verwickelte sie, trotzdem der Zug zur Abfahrt bereitstand, in ein lebhafes Gespräch. Endlich sagte die junge Frau: „Ich glaube, Sie müssen einsteigen, Herr Sturm. Der Zug fährt sonst ohne Sie ab.“

„Liebe, gnädige Frau,“ erklärte mein Onkel mit liebenswürdiger Unfehlbarkeit, „das ist mir noch nie passiert!“

Er plauderte, dem Zuge den Rücken kehrend, weiter. Der Schaffner schlug die Türen zu.

„Onkel,“ mahnte ich jetzt dringend, „es ist die höchste Zeit!“

„Mein lieber Fritz,“ entgegnete der Onkel im Tone beledigter Würde; denn er konnte es nicht vertragen, wenn man seine Niede unterbrach, „mir ist noch nie ein Zug fortgefahren!“

„Tsch, tsch, tsch!“ tönte es in diesem Augenblick hinter seinem Rücken. Der Bahnhofzug hatte sich in Bewegung gesetzt und dampfte zur Halle hinaus. Daß Herr Theobald Sturm in diesem Augenblicke geistreich ausjäh, hätte sein eisriger Bewunderer nicht behaupten können. Eine Weile starre er, zur Salzfäule geworden, dem so gleichmäßig enteilenden Dampfschwaden; dann brach er in die klassischen Worte aus: „Das ist einfach eine Unverschämtheit!“

Ich weiß nicht, wem er die größere Schuld an seinem Mißgeschicke beimaß, mir oder der hübschen blonden Frau, von der er sich mit einer sehr kühlen Verbeugung verabschiedete. Noch nie in meinem Leben habe ich jemand so schimpfen gehört wie meinen teuren Anverwandten auf dem Rückwege nach meiner nahegelegenen Behausung.

Unter der Türe empfing uns Gottfried, als Triumphsfäule frisiert: „Na, Onkel Theobald, habe ich es nicht gesagt, es sei zu spät? Ich habe gleich den Frühstückstisch für zwei gedeckt, Herr Fritz. Um zwölf Uhr fährt der Schnellzug über Großbach: den können Sie noch erreichen, Onkel Theobald, wenn Sie sich mit dem Essen beeilen. Nachher gehe aber ich mit auf die Bahn.“

Der Onkel ließ nur einen Laut unterdrückter Wut hören. Er hatte sich auf dem Wege so satt geschimpft, daß er ganz außer Atem war. Aber Leberecht hielt Wort. Als der Onkel sich zum zweiten Mal auf den Weg machte, blieb er wie ein Schatten an der Seite des Ergrimmten. Mein Leberecht setzte ihn in sein Abteil erster Klasse. Mein Leberecht knöpfte dem vollständig willenlos Gewordenen, trotz der recht anständigen Wärme, den Mantel bis zum Halse zu und verabschiedete sich mit den Worten: „Wäre ich nur das erste Mal gleich mitge-



Celebes. Topebato, vom Fischfang heimkehrend.

gangen, dann wären Sie nun schon bald zu Hause, Onkel Theobald!"

Erst nachdem sich dieser getreue Eckart zurückgezogen, fand mein Onkel die Sprache wieder. Mit dunkelrotem Kopf beugte er sich zum Fenster heraus: "Nächstes Jahr werde ich nicht nach Marienbad gehen, sondern mir deinen Gottfried Leberecht kommen lassen; der ärgert mir an einem Tage mehr Fett vom Leibe, als ich bei der ganzen Kur verliere!"

* * *

Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Vetter Ernst Sturm vor. Er war Verwalter auf einem nahegelegenen Gute.

"Der Onkel hat mich eingeladen, ich sollte ihm hierher Antwort bringen," begann Ernst. "Da er fort ist, muß ich schriftlich absagen."

"Wie schade, alter Junge, geht's denn wirklich nicht? Habt ihr denn gerade jetzt so viel zu tun?"

Eine leichte Röte fuhr über sein gebräutes Gesicht: "Das nicht; aber es ist besser für mich, ich gehe nicht hin."

Durch seinen seltsamen Ton regte sich die Eifersucht in mir. Ich sah ihm in die Augen: "Ist es wegen der Cousine?"

"Ja," entgegnete er schüchtern. Ich sah, es wurde dem zurückhaltenden Menschen recht schwer, über sein Gefühl zu sprechen. Also, er liebte Lotti auch. Mußte sie denn allen Männern die Köpfe verdrehen?

"Sieh, mein Alter," fuhr Ernst in seiner schlichten Weise fort, "ich hatte sie schon lieb, wie sie noch ein Kind war, und immer mehr, je größer sie wurde. Aber ich hatte ja in meiner abhängigen Stellung nie Aussicht, um das reiche, vermöhlte Mädchen werben zu dürfen. Nun höre ich, wie du und Berthold alle zwei, drei Wochen hinüberschreiten. Berthold hat mir neulich Andeutungen darüber gemacht, daß er sich nächstens um eine der Cousinen bewerben will. Er ist sich nur noch nicht recht klar, welcher der beiden er den Vorzug geben soll. Aber ich meine, da kann im Ernstfalle doch kein Zweifel sein. Da ich nun aber gemerkt habe, wie gern auch du in Schönwald bist... Dir gönnte ich sie soviel mehr als diesem hochmütigen Musterknaben..."

Ernst sah mich mit seinen treuen Augen herzlich an. Ich schüttelte ihm kräftig die Rechte. "Was bist du für ein guter Kerl! Ich gönne sie keinem andern und möchte am liebsten jeden auf Pistolen fordern, der mir Lotti..."

Ernst fuhr wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe.

"Lotti, du meinst Lotti," stammelte er.

"Und du, du?" fragte ich zurück.

"Ich meine natürlich Dora."

Wie zwei Backfische stürzten wir uns in die Arme und gaben uns einen herzhaften Kuß. Dann sah ich Ernst an beiden Ohren und sagte höchst respektlos, obgleich er acht Jahre älter ist als ich: "Du Schafskopf, hast du denn vorige Weihnachten nicht gesehen, wie ich immer und immer um Lotti herum war?"

"Ja, das schon; aber sie kommt mir immer vor wie ein halbes Kind, und neben Dora..."

"Na, jeder hat eben seinen eigenen Geschmack! Alter Ernst, ich bin riesig froh, daß wir keine Nebenbuhler sind, sondern vielleicht noch mal Schwäger werden!"

Er lächelte sein altes melancholische Lächeln: "Ich bin all mein Lebtag im Schatten gewesen und werde auch nie an die Sonne kommen. Sieh, früher hab' ich wohl auch darauf gehofft, wie ich ganz jung war, wenn mich Dora mit ihren großen braunen Augen so freundlich ansah."

"Na, weißt du, man kann doch auch wirklich seine Freude an dir haben! Sei doch nicht so mutlos, Bruderherz! Sieh, da fällt mir etwas ein, worüber ich in meinem Egoismus nie nachgedacht habe! Ich hatte eben immer nur Lotti im Kopfe. Wie wir das vorige Mal in Schönwald ankamen, standen die beiden Schwestern mit lachenden Gesichtern unter der Haustür. Als nun aber nur Berthold und ich ausstiegen, rief Lotti: 'Wo habt ihr denn Ernst gelassen, kommt er wieder nicht mit?' Dora war plötzlich sehr blaß und mit Tränen in den Augen in das Haus zurückgetreten. 'Warum ist Dora davon geeilt?' fragte Berthold. 'Wahrscheinlich weint sie Freudentränen, daß ihr gekommen seid!' entgegnete Lotti, der Kobold."

Ernst sah traurig zu mir herüber: "Nun willst du in mir eine Hoffnung erwecken. Warum tuft du das? Ich kann es noch eher ertragen, ihr fern zu sein und gar kein Licht zu sehen, als das Glück so leuchtend und greifbar nahe vor mir

zu haben, wie du es mir zeigst, und dann doch wieder in die alte Trostlosigkeit zurückzinken zu müssen. Das macht erst wirklich unglücklich und vergiftet das ganze Leben!" Er hatte eine Photographicie der beiden Schwestern Sturm, die auf seinem Schreibtisch stand, ergriffen und starnte so unverwandt darauf nieder, daß ich fürchtete, seine Blicke könnten ein Loch in das Bild brennen. Ich schwor mir innerlich bei Brahma, Wischnu und Schiwa, daß er doch mitkommen müsse.

"Du zerstörst auch meine Hoffnungen," begann ich melancholisch. "Ich hatte die letzten Male nie Gelegenheit, Lotti allein zu sprechen, und rechnete sicher auf deine Hilfe," heuchelte ich weiter; denn ich kannte Ernsts große Gutmäßigkeit. Es war ihm unmöglich, einer herzlichen Bitte zu widerstehen. "Ist's denn wirklich ein so unmenschliches Opfer für dich, noch einmal mitzukommen, um mir dazu zu verhelfen?"

Ich merkte, daß Ernst schwankend wurde.

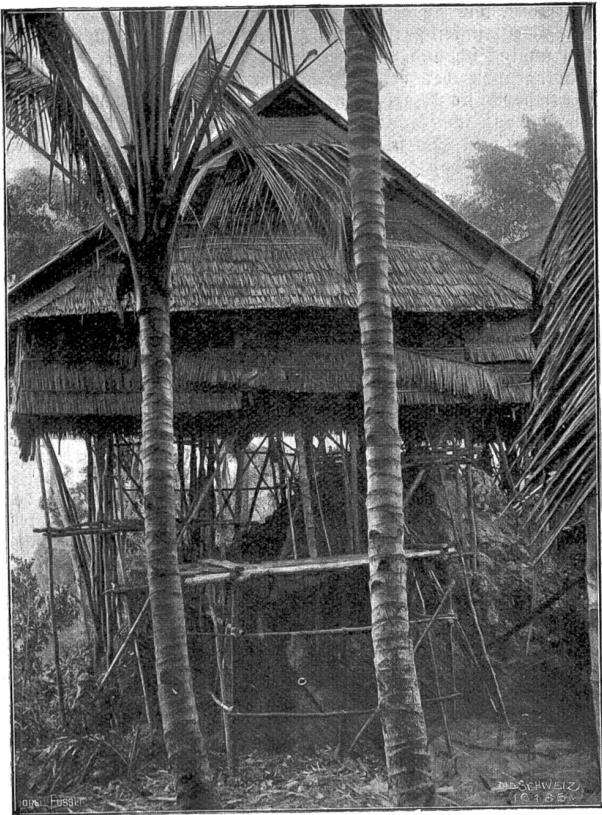
"Nun ja," meinte er zögernd, "vielleicht diesmal noch! Es wäre gut zu überlegen. Dann sage ich Dora doch noch einmal wieder!" Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich hastig: "Ich lasse dir morgen Antwort sagen, Fritz, ob ich mitkommen!"

* * *

Am Sonntag dampften wir drei Vettern wirklich dem Grenzorte zu. Ich hatte noch am Morgen vor unserer Abreise ein Briefchen von Lotti bekommen, in dem es hieß: "Papa wäre, der Klauenseuche wegen, beinahe nicht über die Grenze gekommen. Man hielt ihn allgemein für ein Zebra. Es schwant ihm, daß seine rückwärtige Verbindung mit Deinem alten Sofa zusammenhängt. Zwei Tage lang durfte Dein Name nicht genannt werden. Und als ich doch einmal so unvorsichtig war, es zu tun, erbebte das alte Stammhaus der Sturm in seinen Grundmauern unter dem Bornesausbruch seines Herrn. Am dritten Tage glätteten sich die hochgehenden Wogen. Vater fing von selbst an, von seinem Geburtstage und den zu erwartenden Gästen zu sprechen. Zwei der alljährlichen werden wohl absagen," meinte Dora, "Ernst und Fritz!" Da geriet Papa nun wieder aus dem Häuschen. Ob man nicht einmal seine Ansicht über einen Neffen aussprechen dürfe, ohne daß dieer zum Danke alle Fa-



Celebes.
Toradja vom Towuti-See im Schuppenpanzer.



Haus in Zentral-Celebes.

milienbande zerschnitte . . . Na also, Du Schwarzfärber, zerschneide die Familienbande nicht, sondern komm am Sonntag! Suche aber nach irgend einem Beleidigungsmittel!"

Das Beleidigungsmittel trug ich nun bei mir: dreihundert Stück ausgesuchte feine Zigarren hatte mir die Leberechten in meinen Ledern Jagdrock eingenäht. Heißer kann es dem heiligen Laurentius auf dem Roste nicht gewesen sein als mir in diesem Panzer von Leder und Tabak. Ich bekam die Hitze des höllischen Feuers schon zu kosten, ehe ich die schwere Sünde des Schmuggels begangen hatte.

"Es ist heute eine sehr angenehme Temperatur, gar nicht heiß," versicherte mein Vetter Berthold, der frisch und kühl, als sei er soeben aus einem Eisfrank genommen worden, am offenen Fenster saß. "Findest du nicht auch, lieber Fritz?" Dabei nahm er seinen großen Panamahut mit einer Sorgfalt vom Kopfe, als entferne er die Hölle von einem sehr kostbaren Kunstschatz.

Himmel, wo hatte der Kerl nur seine Zigarren verborgen?

Sein weißer Anzug schlötterte so natürlich um die hagere Gestalt, nirgends eine verschönernde Verdickung an diesem Skelett.

Aber daß er so wenig wie ich sein verruchtes Vorhaben aufgegeben, ersah ich aus dem Umstand, daß er gleich nach unserm Zusammentreffen auf dem Bahnhofe fragte: "Nicht wahr, es bleibt doch bei unserer Abmachung: wir fahren nur bis Beerenheim und gehen zu Fuß über den Kronenberg?"

Berthold sträubte sich sonst mit Händen und Füßen gegen Fußtouren, also mußte seine Bereitwilligkeit einen besondern Grund haben. Ernst hatte ich natürlich in meinen Schmuggelplan eingeweiht. Der gute Kerl wäre auch mit mir an den Südpol gewandert, wenn er mir dadurch die Aussicht eröffnet hätte, Lotti zu gewinnen.

Jetzt saß er mir gegenüber und lächelte mir von Zeit zu Zeit ermutigend zu.

"In zehn Minuten sind wir in Beerenheim," tröstete er endlich nach einstündiger Fahrt.

"Gott sei Dank!" stöhnte ich mit erlöschender Stimme. "Noch eine Stunde in diesem Marterkasten, und ihr hättest nur noch meinen Lederoack an den Onkel abliefern können; ich selbst wäre vollständig zerstomzen gewesen!"

Alle menschliche Qual nimmt ein Ende, so auch die meine. Eine halbe Stunde später saß ich in Hemdärmeln, meinen Marterpanzer gut bewacht neben mir, im Raum zu Beerenheim und ließ das fröhle Pilsener mit unsagbarer Wonne durch meine lechzende Gurgel laufen.

Wir erkundigten uns bei der Wirtin nach dem nächsten Weg nach Schönwald. "Wollen die Herren wirklich über den Kronenberg gehen?" fragte sie ängstlich. Sie hatte ein Gesicht, als seien sämtliche Sorgen der Welt auf ihr abgeladen worden.

"O heiliger Nepomuk, es gibt noch heute ein starkes Gewitter! Sie werden auch in die Dunkelheit kommen, und dann treibt sich soviel Gesindel in der Gegend herum, freche Schmuggler . . ."

Vetter Bertholds gelbliches Gesicht tauchte sich plötzlich in zarte Rosenglut, und auch mir hartgesottenem Sünder wurde es etwas schwül. Es war mir, als hätte uns die alte bis ins innerste Herz durchschaut.

"Wollen die Herren nicht bis morgen warten?" fuhr die Niedelseite fort. "Gleich früh kommt ein Wagen vom Schloß. Das gnädige Fräulein Lotti wollte nämlich dem gnädigen Herrn unsere zwei Bernhardinerhunde schenken. Aber, heiliger Nepomuk, das Unglück: der eine ist gestern in den Wald gelaufen und angebissen worden! Nun kann ich nur den einen schicken . . ."

"Wir können nicht bis morgen warten," unterbrach ich den Redeschluß der Alten.

"Aber da nehmen die Herren doch den Reinhold Wundersüß mit? Der ist in Siebendorf, dicht an der Grenze, daheim. Er arbeitet hier in einer Ziegelei. Der Weg über den Kronenberg ist gar nicht leicht zu finden . . ."

"O, ich kenne den Weg ganz genau," meinte Berthold hochfahrend. "Ich bin vor zwei Jahren einmal mit Fräulein Sturm rübergefahren. Mein Orientierungsvermögen ist ausgezeichnet . . ."

"Na, weißt du, Berthold, darauf wollen wir uns lieber nicht zu fest verlassen, zumal da Fritz und ich noch nie über den Kronenberg gegangen sind! Bringen Sie mal lieber Ihren wunderlichen Reinhold, Frau Wirtin!" (Fortsetzung folgt).

frühling

—❖—

Von hohen Firnen leuchtet so grell
Der Schnee in mein düsteres Zimmer,
Es lockt die warme Sonne so hell
Hinaus in den goldigen Schimmer.

Vom nächsten Dache die Amsel singt
Ihre ewig neuen Lieder;
Ich horche, bis mir im Herzen klingt
Die süße Weise wieder.

Nun singen wir beide von seliger Zeit,
Von süßem Lieben und Leiden,
Es klopft das Herz, es dehnet so weit
Die Brust sich sehndend uns beiden.

So komme, o Frühling, und mache es wahr
Und laß deine Sonne uns glänzen,
Laß grünen die Bäume und schmücke dein Haar
Mit Blüten und duftigen Kränzen . . .

Da schleicht es wie Schatten hin übers Gefild,
Es neigt sich zum Scheiden die Sonne;
Wie küßt sie die weißen Berge so wild —
Die schauern in glühender Wonne.

Der Sänger verstummt, auch mir zerreißt
Im Busen die tönende Saite;
Die Firnen hällt ein nächtiger Geist
In nebelumwobene Weite — — —

† Carl Josephy.

